

Petra Pflaum-Heinz

Ein Jahr November
Roman

Erschienen bei Tredition

2. Auflage 2016

© 2016 Petra Pflaum-Heinz

www.petrापflaumheinz.de

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

www.tredition.de

 tredition®

2. Auflage

ISBN

Paperback: 978-3-7345-1509-5

e-Book: 978-3-7345-1510-1

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Rechte für die deutsche Ausgabe liegen beim Autor
Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung und Vervielfältigung des Werkes ist ohne Zustimmung
des Autors unzulässig und strafbar. Alle Rechte, auch die des auszugs-
weisen Nachdrucks und der Übersetzung, sind vorbehalten! Ohne aus-
drückliche schriftliche Erlaubnis des Autors darf das Werk, auch nicht
Teile daraus, weder reproduziert, übertragen noch kopiert werden, wie
zum Beispiel manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer
Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und Datenspeiche-
rung. Zuwiderhandlung verpflichtet zu Schadenersatz.

Personen und Handlung sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

Coverdesign/ Konzept: Marc Köschinger,
samesamebutmine.com

Korrektorat: Marianne Glaßer

Es ist nicht das, was wir suchen.

Es ist nicht das, was wir nicht finden.

Es ist auch nicht das, wovon wir träumen.

Es ist das, was wir nicht verstehen,

das ist es, was uns belastet!

Vielleicht geschah es, weil mir das Misstrauen fehlte, vielleicht, weil ich zu viel vertraute. Dann zerbrach alles – und ich? Ich verstand es nicht.

Bedingungslos hatte ich daran geglaubt – an eine tiefe, innige Freundschaft.

Eine, die ein Leben lang hält, eine, die der Tod nicht vernichten kann.

Wie war ich nur darauf gekommen, dass mir dieses Privileg vergönnt sein sollte?

Woher hatte ich die unglaubliche Arroganz zu behaupten, dass ich genau das schaffe und bisher geschafft hatte?

Dabei braucht es nur einen Augenblick, den Hauch eines Lebensmoments, kürzer als ein Atemzug, in dem du Luft holst, bei dir behältst und wieder ausatmest, und alles ist anders.

Du spürst es nicht einmal. Du bist nicht beteiligt.

Es geschieht dir.

Du kannst nicht so schnell denken, dich nicht so schnell bewegen.

Du fühlst dich manipuliert, reduziert in die Zuschauerposition, handlungsunfähig.

Eine Marionette. Eine von denen, die an nicht allzu vielen Fäden geführt wird, der die Feinmotorik fehlt.

Plump führt sie die Bewegungen aus. Abgehackt. Steif.

Wer hat dich zu dieser Vorstellung geholt?

Hättest du etwas tun können?

Was hast du falsch gemacht?

Wieso hast du nichts bemerkt?

Die Welt tut so, als sei alles wie immer.

Sie steht nicht still, nur weil du stillstehst.

Sie weint nicht, nur weil du weinst.

Du versuchst, zu verstehen. Aber du verstehst nicht.

Du horchst in dich hinein. Aber auch da findest du nichts.

Wie ein kleines bockiges Kind verweigere ich mich der
Wahrheit. –

„Das will ich aber nicht!“, ruft es in mir.

Gerade noch, noch fühlbar warm, pochte das Leben in mir,
wie ein ungelebter Traum.

Hielt die Lust mir die Hand hin, lud die Freude mich ein.

Jetzt läuft mein Leben aus den Fugen. Es sagt mir aber nicht,
wohin.

Ohne Plan und Ziel schleudere ich durch das Universum. Was
soll ich tun? Wo ist ein Halt?

Wer hat gesagt, dass ein Ende immer wieder ein Anfang ist?

Reicht es aus, dass ich in die Ferne gehe?

Ich hatte immer Angst, vor diesen Jahren, die einen Tag mehr
haben als die anderen. Immer lief in diesen Jahren bei mir et-
was schief. Die verpatzte Führerscheinprüfung, Absagen im
Job, Trennungen, ein Beinbruch, ein Autounfall.

Dieser eine Tag. Dieser eine Tag zu viel, er bringt alles durch-
einander.

Auch dieses Jahr ist eines von diesen, in denen alles aus dem
Ruder läuft. Auch dieses hat einen Tag zu viel.

Aufgescheucht aus meinem softigen Leben, aus meinem behü-
teten Dasein, meiner heilen Welt, versuche ich meine Gedan-
ken zu ordnen.

Ich, die Karrierefrau, erfolgreich immer und überall. Aber das
Jahr mit dem Tag zu viel, es hat mir alles verdorben. Es hat mir

den Spaß entrissen und das Lachen. Es hat das Weinen gebracht.

„Alles hat einen Sinn!“, hat man mir gesagt.

Ich suche noch danach.

„Und mit der Zeit ...“, so sagte man mir auch, „... wird vieles leichter ...! Mit der Zeit kann man verstehen!“

Ich warte noch darauf.

Doch die Zeit kann ich nutzen und ihr einen Brief schreiben.

Geliebte Freundin,

ich bin Dir heute so fern, wie ich Dir nahe war, so nahe, wie ich Dir fern war. Meine Gedanken sind voll von dem, was ich Dir sagen will, aber Du hörst nicht zu!

Hörst Du mein Rufen? Fühlst Du, dass ich da bin? Kannst Du mich sehen?

Ich bin alleine, einsam und verzweifelt. Bist Du es auch? Bist Du glücklich, dort, wo Du jetzt bist?

Siehst Du den Sternenhimmel, so wie ich?

Manchmal träume ich, für jeden von uns ist ein Stern reserviert. Deshalb leuchten sie so. Sie leuchten, weil sie uns den Weg zeigen wollen, den Weg, den wir sonst nicht finden können. Ich finde keinen Draht zu Dir, die Leitung ist still ... so still ...

So eine lange, tiefe Freundschaft wischt man nicht einfach weg. Es war eine gute Beziehung, eine wichtige Herzensangelegenheit. Du warst mir neben der Familie der wichtigste Mensch. Dir habe ich grenzenlos vertraut.

Ich weiß, dass ich niemals mehr eine Freundin wie Dich finden werde, niemals mehr solches Vertrauen aufbauen kann wie zu Dir, niemals mehr so viel für eine Frau empfinden könnte. Schon der Gedanke macht mir Angst, dachte ich doch immer,

einmal, später, sitzen wir alt und müde auf einer Parkbank und erzählen von vergangenen Tagen, und vor allem: Wir geben einander Halt.

Ich sehne mich nach Dir, geliebte Freundin.

Aber ich muss Dich gehen lassen.

Ich bin Dir heute so fern, wie ich Dir nahe war, so nahe, wie ich Dir fern war.

Deine Anna

Wir waren Freundinnen.

Gute Freundinnen.

Sehr enge Freundinnen.

Beste Freundinnen.

Zwei von der Sorte, die sich alles erzählen, die miteinander leiden, die, wenn es sein muss, miteinander weinen.

So wie es sich gehört! Wie es sein soll!

Dachte ich!

Irgendwie war ich stolz darauf, stolz darauf, dass ich sie hatte. Wer kann schon jemanden präsentieren, dem er voll vertrauen kann?

Wer hat schon zu jeder Tages- und Nachtzeit einen Anlaufpunkt, jemanden, dem er sein Herz ausschütten, seine Sorgen präsentieren kann?

Ich, ich hatte das!

Dachte ich!

Renata kannte mich in- und auswendig. Sie kannte meine Ängste, meine Nöte, meine Freuden, meine Glücksmomente, meine Sorgen und auch viele meiner Männergeschichten.

Ich kannte die ihren.

Dachte ich! - Beste Freundinnen.

Jetzt war nichts mehr, wie es vorher war. Alles, alles hatte sich verändert.

In einer einzigen Nacht, in ein paar Minuten, ein paar Sekunden.

Vorbei.

Es war November. Das wusste ich.

Es würde dauern! Das wusste ich nicht.

Und es war der Tag, an dem ich anfang, alles infrage zu stellen! Alles! Am Ende sogar mich selbst!

Da war ein Schmerz!
Im Kopf? Dieses Bohren, Klopfen, Stechen!
Im Bauch? Das Drücken des Magens! Das Brennen der Eingeweide! Meine verwirrte Blase!
In den Händen? Ihr Zittern! Ihre Kälte! Ihre Unruhe!
In den Beinen und den Füßen? Ihre Taubheit!
Beste Freundinnen – vorbei.
Nachts anrufen – vorbei.
Schnell ein Kaffee mit ihr – vorbei.
Shoppen gehen – vorbei.
Einen Kitschfilm zusammen sehen – vorbei.
Sexgeschichten erzählen – vorbei.
Alles – vorbei.
Ich weinte.
Einfach so. Vorbei.
Warum nur?
Vorbei.
Sicher fühlen.
Vorbei.
Geborgenheit spüren.
Vorbei.
Ich schämte mich. Schämte mich, dass ich nichts gewusst hatte.
Was nur, was war geschehen?
Renata und ich eine Mogelpackung?
Einseitig befüllt? Nur Anna drin?
Anna, die Lebenslustige, Erfolgreiche, Eigenwillige, klar Kalkulierende?
Hat Anna einen Denkfehler zugelassen?
Anna? Ich?
Alles Deko?
War ich einfältig, oberflächlich, gedankenlos?

„Anna Maria Magdalena“, hämmerte es in meinem Kopf,
„wart ihr wirklich Freundinnen?“

„Aber ja“, beharrte ich, laut mit mir selbst redend.

„Allerbeste Freundinnen!“

Aber ich hatte nichts gewusst. Ich hatte nicht einmal eine Ahnung,
wähnte alles in bester Ordnung!

Als sie mich verließ, kroch der Zweifel in mir hoch.

Zweifel darüber, ob ich sie überhaupt gekannt hatte.

Der Tod war mir nicht geläufig. Ich hatte nichts mit ihm zu tun.
Gnädig hatte er sich gezeigt. Nur selten zugeschlagen. Aus der
Familie holte er mir den Opa, die Oma und schließlich die Mut-
ter weg.

Bestimmt nannte er das das Leben. Es musste so sein. Gehen
gehört dazu! Und manchmal weit weg! Für immer!

Völlig normal also! Warum aber fühlte es sich dann so schlimm an?
Nun hatte er nach Renata gegriffen. Vor zwei Jahren schon der
erste Versuch! Er verwarnte sie nur und zog sich zurück. Jetzt aber
lag sie da in dem großen dunkelbraunen Sarg, alles Leben aus ihr
gewichen.

Ich durfte sie noch einmal sehen.

Der Wind wehte die letzten Blätter von den Bäumen und die kalte
Luft der letzten Novembertage, die mir eisig entgegen-blies, zwang
mich, den Mantelkragen hochzuschlagen und meine Nase hinter
dem warmen Wollstoff zu verstecken. Es war, als wollte der Wind
auch das, was von Renata geblieben war, wegfegen, weit weg, hoch
in die Lüfte.

Der Weg durch den Friedhof verborgen unter einer dichten Blät-
terschicht.

Nur das Knirschen meiner Tritte auf dem Kiesbett. Sonst frierende
Stille.

Es war ein schöner Sommer und ein langer, warmer, sonniger Herbst gewesen, deshalb hatten sie sich in diesem Jahr so lange gehalten, die Blätter. Nun aber kämpften sie mit dem Sturm, tanzten durch die Luft und glitten schließlich, hin und her getrieben, langsam, still und sanft auf den Boden.

Orange, rot, braun – zertrampelt, schmutzig, nutzlos – irgendwann weggefegt von langen Reisigbesen, stille Fracht für die großen Abfallbehälter auf der rechten Friedhofseite.

Ich ging langsam.

Keine Eile nötig. Sie würde warten.

Meine Gedanken flüchteten zu meinen Toten. Mutter durfte ich begleiten durch die letzten Stunden ihres Lebens. Noch dort gab sie mir Kraft, ermöglichte mir durch diese letzte Nähe, sie immer bei mir zu haben. Ich beerdigte nur ihre Hülle, ihren Geist hatte ich in mir aufgenommen, ganz nah bei mir, in mir.

Meinen Opa hingegen suchte ich lange. Er ging im Krankenhaus, zu einer Zeit, als man die Angehörigen nicht ständig bei den Sterbenden lassen wollte. Meine übergroße Liebe ließ mich nicht begreifen, was mit ihm geschehen war.

Völlig verändert sah ich ihn in der Leichenhalle wieder, die Haare falsch frisiert, blass, die Augen fast geschlossen, die Hände über der weißen Sargausstattung gefaltet. Ich erschreckte mich so sehr, dass ich es nicht wagte, ihn anzufassen.

Alle Rosen aus unserem Garten legten wir zu ihm, erst dann konnte ich den Anblick besser ertragen. Aber ich weiß, dass die Atmosphäre der Halle, die Kälte und Feuchte, die sie ausstrahlte, entscheidend dazu beitrug, dass ich mich so erschreckte. Ich hatte ihm nicht noch einmal sagen können, wie sehr ich ihn liebte, wie sehr ich ihn brauchte. Ich war doch erst dreizehn Jahre alt. Viel zu jung, um ohne ihn zu sein.

Er war doch immer für mich da gewesen. Schokolade jeden Abend.

Ein kleines Stück. Immer Zeit für mich. Ihm konnte ich mich anvertrauen. Als der Sarg damals in die Grube glitt, zerriss es mein kleines Herz. Monate vergingen, bis ich es fertigbrachte, nicht mehr täglich mit dem Fahrrad zum Friedhof zu fahren und an seinem Grab zu weinen.

Meine Oma folgte ihm zehn Jahre später. Wieder unendlicher Schmerz. Aber ich war älter, reifer und ich begriff: Krankheit hieß Leid. Leid für sie.

Renata jedoch war nicht krank gewesen.

Man konnte nicht einmal ahnen, dass der Tod schon nach ihr Ausschau hielt. Nicht bis zu diesem ersten Infarkt vor zwei Jahren. Ab da war alles anders! Keine Feste mehr, bis uns der Morgen verscheuchte, kein Alkohol, kein Qualm.

Langsam quälte ich mich voran. Wisperten die Blätter?

Dann vor mir die riesige, schwere Metalltür. Sie machte mich klein, ängstlich, mutlos.

Sie warteten auf mich, würden extra wegen mir den Sarg öffnen.

Ich holte tief Luft, klopfte mir zwei gelbe Blätter vom Ärmel, griff nach dem kalten Türgriff und zog mit meinem ganzen Körpergewicht daran.

Sie ächzte, bewegte sich – langsam, ganz langsam nach außen. Muffiger Geruch überall.

Warum nur riecht es in den Aussegnungshallen so?

Warum fühlt man den schweren, üblen Geruch des Todes, der sich bleiern überall niederlegt? Warum kriecht Angst in einem hoch? Angst vor diesem Ort, Angst vor dem großen dunklen Kasten, Angst vor dem, was sich darin verbirgt?

„Guten Tag!“ Hart holte mich eine Stimme aus meinen Gedanken.

„Zu wem möchten Sie?“

„Frau Ritterfeld, Renata Ritterfeld!“

„Bitte kommen Sie hier entlang!“

Vor mir ein großer, breitschultriger, dunkel gekleideter Mann. Ich folgte ihm durch eine schmale Tür auf der rechten Seite, einen Gang entlang und an dessen Ende in einen kleinen, spärlich beleuchteten Raum.

Auf zwei großen Kandelabern zwei Kerzen. Eine schwache Flamme, ein leichtes Flackern, sonst Stille.

Dazwischen der Sarg. Dahinter rechts und links ein spitz geschnittener Buchsbaum. Das bunte Glasfenster in der Mitte des Raumes ließ kaum Helligkeit zu. Versuchte es mit seiner prahlenden Buntheit, der Grausamkeit, die jede Ecke dieses Zimmers erfüllte, etwas entgegenzusetzen?

„Sie sind eine Angehörige?“

„Ja!“ Ich log. Ich wusste um die Notwendigkeit der Lüge. Hier verschaffte sie mir Zutritt.

Zittern meiner Stimme. Weiche Knie. Tränen. Sie krochen die Wangen hinunter, tropften auf meinen Mantel, vernebelten mir die Sicht.

Ein Kloß in meinem Hals. Kein Sprechen möglich! Man ließ mich in Ruhe.

Meine Hand auf dem Kasten. Scheu! Ängstlich! Sie fühlte das Holz. Ich wich zurück.

Der zweite Mann war eingetreten.

Sie begannen gemeinsam, die großen, schwarzen Schrauben zu drehen. Doppelreihig ragten sie in Blattform aus dem Sarg. Das Quietschen fremd, fast ungehörig in dieser andächtigen, kalten Stille.

„Und jetzt“, rief der eine, dann hoben sie den Deckel an.

Vor mir die weiße Sarggarnitur. Glänzend! Mit Spitze!

Der Deckel schwebte zur Seite. Knarrend legten sie ihn auf ein Gestell an der Seite. Konnten sie nicht leiser, nicht ehrfürchtiger sein?

„Klopfen Sie, wenn Sie fertig sind, an die Türe!“

Ich antwortete nicht.

Sie machten ihre Arbeit! Ich wusste das. Es war keine schöne Arbeit. Auch das wusste ich.

Renata ganz bleich. Renata ganz still. Renata im Sarg.

Ich im Durcheinander meiner Gedanken.

Hatte ich gehofft, sie ist es nicht? Wie dumm von mir!

Sie war es.

Ihre schönen schwarzen Haare umrahmten ihr Gesicht!

Wie immer.

Man hatte sie geschminkt.

Wie sie da lag. So unwirklich, so fremd. Bleich und wächsern.

Die Lippen zu einem Lächeln geformt, ihre Augen geschlossen.

Sie lassen sich Fotos von den Menschen geben – hatte man mir gesagt. So können sie in etwa nachvollziehen, wie die Toten ausgesehen haben, als sie noch lebten. Also würden sie heute meinen Opa besser hinkriegen und sich mehr Mühe geben.

Dennoch: Renata war nicht Renata. Welches Foto sollte das gewesen sein?

Zu viel Wimperntusche an den Wimpern, zu viel Rouge auf den Wangen, zu viel dunkelroter Lippenstift!

Renata in ihrem Lieblingskostüm. Das Grüne, mit dem großen Revers und passender Bluse. Das stand ihr besonders gut. Auch im Tod. Auch in seiner unnachgiebigen Kälte. Dunkel, fast schwarz, zwei der Fingerkuppen ihrer gefalteten Hände. Ich weiß, dass ich die Hände nicht gefaltet haben möchte, wenn ich einmal gehen muss. Ich möchte sie übereinandergelegt wissen. Wenn die Finger so starr sind, lassen sie sich nicht mehr richtig falten. Dann sehen sie dick aus, wulstig, hässlich! „Renata!“ Ich flüsterte. „Renata, ich

vermisse dich! Wie soll ich ohne dich klarkommen?

Was meinst du, mit wem ich in Zukunft reden kann, mit wem ich lache und Kaffee trinken gehe? Du kannst dich doch nicht einfach so aus dem Staub machen!“

Meine Hand bewegte sich mechanisch zu ihrem Kopf. Ich streichelte über ihre Haare.

„Du warst so schön! Du bist immer noch schön!“

Meine Hand an ihrer Stirn. Sie war kalt. Eiskalt! Erschreckt zog sich meine Hand zurück, als könne der Tod auch nach mir greifen und mich festhalten.

„Weißt du noch, als wir damals in dem Wäschegeschäft waren? Mindestens zwanzig Garnituren haben wir anprobiert, die Verkäuferin fast wahnsinnig gemacht. Du hast dich schließlich doch wieder für Schwarz entschieden. Ja, schwarze Spitze, das mochtest du, und immer einen Slip und einen String. ‚Man weiß ja nie‘, hast du gesagt, ‚man weiß ja nie‘, wofür man es braucht. Weißt du das noch?“

Und einmal, einmal hast du mich an deiner Haustür in Empfang genommen und nur gelacht. Du hörtest gar nicht mehr auf!“

Noch einmal meine Finger an ihrer kalten Stirn. Nur kurz. Nur flüchtig. Das ertrug ich nicht.

„„Komm mit, ich muss dir etwas zeigen‘, hast du gesagt und hast mich an der Hand in dein Ankleidezimmer gezogen.

Du hast den Schrank geöffnet und einen beigefarbenen Hosenanzug herausgenommen. Der Schrank hing voll von Hosenanzügen. Hosenanzüge in allen Farben, in Rot, Orange, Gelb, Schwarz, Braun, Violett. Alle ähnlich, mal mit, mal ohne Revers, mit oder ohne Aufschlag, mal weit, mal schmal geschnitten. Ich wusste immer noch nicht, warum du so lachtest. Dann hast du die andere Schranktür links davon geöffnet. Noch mehr Hosenanzüge! Du hast hineingegriffen und einen davon herausgenommen. Einen

beigefarbenen. Du hattest ihn dir zum zweiten Mal gekauft.“
Renata reagierte nicht. Nicht auf das, was ich sagte, nicht auf meine Hand.

Still lag sie da. Still und blass und kalt.

Ich schimpfte mit ihr. Ich fragte sie, ob sie glaube, dass das der richtige Zeitpunkt sei, einfach so zu gehen. Keine Antwort! Nach fünfzehn Minuten gab ich auf. Sie wollte nicht mehr mit mir sprechen.

Vor mir die Tür. „Klopfen!“, hatte der Mann gesagt. „Klopfen und warten.“

Ich klopfte. Ich wartete. Und sie? Sie war still, sie blieb still. Und die Finger, die dicken, ineinander verkeilten Finger, die nicht zu ihr gehörten.

Ein letztes Mal sah ich sie an. Ein Bild für meine Erinnerung. Ich würde es nie mehr vergessen. Dann öffnete sich die Tür.

Die beiden Männer. Wortlos, mit finsternen Mienen verschlossen sie den Sarg.

Kein Blick zu mir.

Leise schlug der Deckel auf die Kanten des Unterteils. Klack!
Endgültig.

Drehen und Schrauben!

Stille!

Für immer!

„Bitte!“ Einer der Männer zeigte auf die Türe.

Ich ging. Langsam.

Sie würde nicht mitkommen.

Ich wusste das.

Ich ging weiter.

Langsam. Ganz langsam.

Vor der Tür noch immer der Wind. Stark, wild! Die Blätter tanzten um die Wette.

Warum taten sie das?

Es war still, es blieb still. Renata würde nie mehr etwas sagen.

Bernd fiel mir ein.

Der arme Bernd.

Was würde er jetzt tun?

Bernd, nur noch ein Schatten seiner selbst, brauchte sie doch!

Das hatte sie doch immer gesagt. Das war doch ihr

Wichtigstes.

Bernd.

Lebensmittelpunkt.

Hauptperson. Rettungsanker.

Bernd! Kein Schritt ohne ihn.

Aber auch keiner mit ihm. Wie bitter!

Stopp auf halbem Weg zu meinem Auto. Unvermittelt blieb ich stehen.

Niemanden trieb es bei diesem Wetter an diesen düsteren Ort.

Ich konnte keine Grabstelle ausmachen.

Hatten sie gesagt, sie bekommt ein neues Grab? Wo würde es sein?

Dort drüben, wo noch einige leere Reihen neu angelegt auf Belegung warteten?

Oder irgendwo hier zwischen den alten Gräbern? Einige Grabstellen waren offensichtlich aufgegeben. Die ungepflegten Flecken sorgten für Unruhe.

Mein Blick fiel zurück auf die Aussegnungshalle.

Ihre Lippen, so rot geschminkt.

Ihr blasses Gesicht.

Ihre schönen dunklen Haare.

Ihre gefalteten Hände.

Ihre Stille.

Ich weinte wieder.